

Werk

Titel: Meine Berührungen mit Goethe

Autor: Stickel, G.

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1886

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0007|log19

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



I. MEINE BERÜHRUNGEN MIT GOETHE

VON

DR. G. STICKEL.

Als Student und als junger Docent an der Universität Jena habe ich viel im Hause v. Knebels verkehrt und von dem einsiedlerischen, beschaulichen Weisen in seiner Clause am Paradiese, der schattenreichen Wiesen-
aue an der Saale, manch gutes und schönes Wort vernommen. Ihm danke ich auch, den Zutritt zu Goethe erlangt zu haben.

Es war damals Brauch, dass die an der Universität sich Habilitirenden ihre Inaugural-Dissertation den Herren Ministern in Weimar persönlich überreichten. So that ich es auch mit der meinigen über die erhabene Theophanie, den hochfliegenden Hymnus in Habakuks drittem Capitel. Ein Brief von Knebel an Goethe begleitete mich. — Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Excellenz sei mit seiner mineralogischen Sammlung beschäftigt. Ich gab meinen Brief, den ich eigenhändig abzuliefern gedacht hatte, an den Diener ab und wurde nun zu Goethe hinauf beschieden.

Obwohl ich in Weimar das Gymnasium besucht und in Jena meine Studien gemacht hatte, hatte ich Goethe doch noch niemals mit Augen geschaut. Erwartungsvoll,

schüchtern, tief bewegt stand ich, einige Zeit harrend, im Empfangszimmer. Schon diese Umgebung machte einen fremdartigen, weihevollen Eindruck.

Da öffnete sich die Thür und der Dichterstür trat in ruhiger Würde herein. Eine geborene Majestät, wenn auch nicht von so hoher Gestalt, wie sie sich von dem geistig Grossen meine jugendliche Phantasie gebildet hatte.

Unwillkürlich verneigte ich mich so tief, wie sonst noch vor keinem Sterblichen. Eine innere Gewalt beugte mich nieder.

Nachdem Goethe mich auf dem Sopha neben sich hatte niedersetzen lassen, knüpfte er eine Unterhaltung an, aus der mir nur erinnerlich ist, dass ich meiner Besorgniss Ausdruck gab wegen der damaligen Zeitströmung und der Tendenzen in der theologischen Welt. Es begann die Reaction gegen den herrschenden Rationalismus. Man hatte in Halle die Vorlesungen von Gesenius und Wegscheider behorchen lassen, auf Grund von studentischen Collegienheften wurden die Beiden zu amtlicher Verantwortung gezogen, und die Gefahr, dass sie vom akademischen Lehrstuhl verdrängt werden sollten, schien so bedrohlich, dass in Jena Schott und Baumgarten-Crusius, wenn ich nicht irre, von Berlin aus Schleiermacher und noch andere Professoren von anderwärts zum Schutz und zur Vertheidigung einer freieren Theologie in Broschüren sich vernehmen liessen. Unter dem Eindruck solcher Vorgänge waren mir jene Besorgnisse auf die Lippen gekommen.

»Lassen Sie das gut sein«, hob Goethe an, »der Mensch, der einer guten Sache dient, wohnt in einer festen Burg«.

Hiernach erzählte er von dem Religionsunterricht, den er in seiner Jugend erhalten habe in den starren dogmatischen Formeln, die keinem guten Kopf zusagen und befriedigen konnten. »Da habe ich«, fügte er hinzu, »erst gar manche Schale brechen müssen, bis ich zum Kern durchgedrungen bin«.

Als er mich dann entliess, lud er mich ein, künftig bei meiner Anwesenheit in Weimar »in seinem Hause einzusprechen«.

Ich habe aus einer ehrfurchtsvollen, jugendlichen Scheu vor dem Geistesheros nur in längeren Zwischenräumen von dieser Erlaubniss Gebrauch gemacht, obwohl ich stets den Eindruck einer wohlwollenden Zuneigung von ihm mit hinwegnahm.

Bei den späteren Besuchen war er, wie bei dem soeben besprochenen, der am 18. November 1827 stattfand, stets mit mir allein und, meinen letzten ausgenommen, in seinem Empfangszimmer. Kein Gespräch, das ich mit ihm gehabt, hatte den Charakter einer nur conventionellen Unterhaltung; ein jedes bot etwas Bedeutendes, Markantes, das sich unvergesslich einprägte.

* * *

Von einem spätern Besuche, dessen Datum ich nicht anzugeben vermag, ist mir noch ein Vorkommniss im Gedächtniss, das ich mich fast scheue kund zu machen; weil ich mich dabei mit einer Naivetät oder auch Unbesonnenheit benommen habe, deren sich der gereifte Mann schier schämen könnte. Aber der Vorgang ist für Goethe zu charakteristisch, um ihn zu verschweigen. Er war in der Unterhaltung so zutraulich geworden, dass, ich weiss nicht wie es geschah, ich die Frage an ihn richtete, wie es Se. Excellenz nur angefangen habe, einen so schönen Stil zu schreiben.

Weit entfernt, mich zu belächeln oder von oben heruntér abzufertigen, erwiderte er: »Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich einwirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht«.

Je länger und je öfterer ich diese, auf eine so ganz unerwartete Frage im Moment gegebene Erwiderung bedenke, um so mehr bewundere ich sowohl die Geistesgegenwart und vollkommene Klarheit Goethes über sich

und seine schriftliche Schöpfungsweise, als auch die herablassende Herzensgüte, mit welcher er dem jugendlichen, verwegenen Fragsteller sich anbequemte.

Wie muss vor diesem einzigen, meinem Erlebnisse die Verkleinerungs- und Verleumdungssucht so Mancher verstummen!

* * *

Im Herbste des Jahres 1829 wurde ich wieder von Goethe empfangen. Da ich im Begriff war, nach Paris abzureisen, um dort unter Leitung eines der berühmtesten Orientalisten dieses Jahrhunderts, Sylvester de Sacy, meine Studien für Arabisch und Persisch zu erweitern, und bei Chezy Sanskrit zu lernen, schien es mir geziemend, mich bei Goethe zu verabschieden. Im Laufe des Gesprächs erwähnte ich eines chinesischen Buchs, das ich mitnehmen würde, um über dessen Inhalt mir von dem Sinologen Abel Remusat Auskunft zu erbitten, und ich fügte noch hinzu, dass es unter den Trümmern eines alten Hauses in Weimar aufgefunden worden. »Lassen Sie es mich doch einmal sehen«, hob er an. Solches Verlangen erregte mir zwar einige Besorgniss, ob ich das Buch noch rechtzeitig zurück erhalten werde; allein was war zu thun? Dem Verlangen wurde entsprochen, und ich fügte nur bei der Überreichung die Bemerkung hinzu, das Buch gehöre einem Studirenden, einem meiner Zuhörer, der es für jenen Zweck mit nach Paris gesendet haben wolle. — Excellenz schien zu ahnen, was in mir vorging; ein Hm! Hm! drang leise aus ihm hervor; es wurde mir eine Stunde des folgenden Tages bestimmt für mein Wiederkommen.

Erwartungsvoll stand ich zur bestimmten Zeit im Empfangszimmer. Bald darauf trat Goethe herein, in der Hand die Papierrolle, in welche ich das chinesische Buch eingehüllt hatte. — Er begann: »Aber, mein Lieber, wie unbesonnen ist die Jugend! Da haben Sie ein so seltenes, merkwürdiges Werk bloß in einem Papierumschlag! Da müssen Sie zu einem Buchbinder gehen, zwei Pappdeckel

nehmen, es sorgsam dazwischen legen und wohl verwahren«.

Noch hielt er ein Blättchen in Form und Grösse eines Stammbuchsblattes in der Hand; das reichte er mir dar mit den Worten: »Nehmen Sie es und zeigen Sie es meinen Freunden in Paris, es wird Ihnen manche Thür öffnen«.

Von seiner Hand geschrieben, enthält es die Stelle des Westöstlichen Divan als meinen Talisman:

Gottes ist der Orient!
 Gottes ist der Occident!
 Nord- und südliches Gelände
 Ruht im Frieden seiner Hände. Goethe.

Dieses Blättchen, bis heute von mir als ein Kleinod bewahrt, hat das einzige Mal, als ich davon Gebrauch machte, wie ein Zauberschlüssel in Paris gewirkt.

Vorerst liess ich es etliche Monate bei mir ruhen. Als ich dann einige Fertigkeit im französisch Sprechen erlangt hatte und beiläufig zu einem jungen Gelehrten aus der Schweiz äusserte, ich möchte auch einmal einen Blick in den gesellschaftlichen Luxus von Paris thun, erwiderte er: »Sie sind aus Weimar, lassen Sie sich bei Madame P. melden, unter deren Namen eine Übersetzung kleiner Goethescher Sachen gedruckt ist, sie verehrt Goethe leidenschaftlich, Sie werden gut aufgenommen werden«. — Ich gedachte meines Talismans; mein Entschluss war gefasst. An einem der nächsten Sonntagmorgen staffirte ich mich bestens heraus, steckte mein Goetheblättchen zu mir und begab mich in Erwartung, was kommen werde, in das bezeichnete Palais. Ein galonirter Bediente meldete mich an. Ich wurde im Boudoir empfangen, in welchem ein geöffneter Flügel und ein wie es schien eben vollendetes Blumengemälde auf der Staffelei neben seinem Originale, mit beiliegenden Crayons, auf die künstlerischen Beschäftigungen in diesem traulichen Raume hinwiesen. Mir trat eine Dame entgegen in mittleren Jahren, von etwas zur Fülle geneigtem, doch angenehmen Äussern, noch in ihrer Morgentoilette, ein

weisses Spitzenhäubchen auf dem schön frisirten Kopf, in leichtem, hellfarbigem Mouselinkleide. In Deutschland hätte es damals, ohne das Häubchen, eine elegante Balltoilette sein können. Einen starken Contrast dazu machten zwei mit anwesende Frauen, ganz schwarz gekleidet, offenbar in Trauer; sie schienen Bittende zu sein.

Als ich es aussprach, Goethe habe mir Grüsse an seine Freunde in Paris aufgetragen; und so käme ich, — zugleich mein Blättchen präsentirend, — mich bei ihr meines Auftrags zu entledigen, schien es, als ob die Dame ein elektrischer Schlag durchzuckte, sie schlug die Hände freudig zusammen, und, während die beiden anderen Frauen das Zimmer verliessen, eilte sie flugs zur Wandklingel und befahl dem Diener, sogleich ihren Gemahl herzuzurufen. Dem Eintretenden rief sie stürmisch zu: »Goethe lässt mich grüssen!« Der Gemahl erstaunte, drückte mir seine Freude über die Botschaft aus, ich musste Weiteres über Goethe berichten, wurde befragt, ob ich das Goetheschriftchen seiner Gemahlin kenne, und nach meiner Erwiderung, bis jetzt nur davon gehört zu haben, wurde wieder die Klingel gezogen, dem Diener befohlen, ein Exemplar zu bringen, in welches die Dame ihr Souvenir à Mr. Stöckel mit dem Crayon einzeichnete. Auch dieses Duodez-Büchlein bewahre ich noch. Der Gemahl sagte mir dann weiter, vom nächsten Donnerstag an sei allwöchentlich Empfang in seinem Hause; ich sei ein für allemal dazu eingeladen und könne mich da in mannichfacher, beliebiger Weise unterhalten und amüsiren.

Indem ich dann *ein* Mal dieser Einladung Folge leistete, bewährte sich in der That eine Wunderkraft meines Goetheblättchens. Es hatte mir die Thüren aufgeschlossen, um in eine Art von Zauberpalast einzutreten. Denn was irgend grosser Reichthum, Kunst, feiner Geschmack und Luxus Glänzendes leisten können, sah ich in jenen Räumen und an den Besuchern der Soirée vereinigt.

Bei meiner Abreise von Paris wurde ich von der Goethe-Enthusiastin überaus holdselig entlassen.

In die Heimath zurückgekehrt, hatte ich Goethe über meine Erlebnisse und Wahrnehmungen nach den verschiedensten Seiten zu berichten; besonders über den Zustand des französischen Theaters befragte er mich.

Einige Zeit darauf, am dritten Februar 1831, übersandte er mir durch Legationsrath Weller seine Karte, auf der sich der Abdruck eines muhammedanischen Siegelsteines in seinem Besitz befand, mit dem Ersuchen um dessen Erklärung. Ich habe ihm darüber zwei Briefe geschrieben und dadurch die erste Anregung zur Entzifferung morgenländischer Inschriften und Münzen erhalten, die ich seitdem zum Hauptgegenstand meiner Studien gemacht habe, und die unterstützt und gepflegt durch die Antheilnahme und Munificenz des Grossherzoglichen Weimarischen Fürstenhauses die Schöpfung des orientalischen Münz museums in Jena zur Folge gehabt haben, das zu den reichsten und wissenschaftlich bedeutendsten Sammlungen dieser Art gehört. In ihm wird die Nachwelt ein Denkmal besitzen von Goethes anregender Fortwirkung bis in fern abliegende Wissensgebiete.

* * *

Gerade an demselben Monatstage, an welchem ein Jahr später der grösste Dichtergeist unseres Volkes dieser Erde entschwebte, am 22. März 1831, war ich zum letztenmal bei Goethe¹, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten ausserordentlichen Professor der

¹ In Eckermanns Gesprächen mit Goethe, II. Thl. S. 324, wird unter dem 21. März 1831 eine Äusserung des Dichters über einen jungen Professor der morgenländischen Sprache und Literatur, der eine Zeit lang in Paris gelebt u. s. w. mitgetheilt, ohne dass dessen Name genannt ist. Bezieht sich das unzweifelhaft auf den Schreiber dieser Zeilen, und ist jene Äusserung ebenso gewiss durch meine gleich zu beschreibende Anwesenheit bei Goethe, wie meine gleichzeitige Notiz besagt, am 22. März veranlasst worden, so ist jenes Datum bei Eckermann offenbar unrichtig. Goethe hat entweder an selbigem 22^{ten} oder an einem der nächstfolgenden Tage von mir erzählt.

Theologie dem Herrn Staatsminister glaubte vorstellen zu müssen. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Excellenz sei zwar unwohl, ich möge aber heraufkommen.

Ich wurde in das etwas enge Gemach geleitet, welches nach dem Garten hinausgeht. Das Meublement mit dem Schreibtisch und dem Bücherregale darauf, das eine einzige Bücherreihe enthielt, war in hohem Grade einfach ausgestattet. Goethe sass seitwärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein gerade ausgestreckt über einem zweiten Stuhl ruhend.

Meine leider allzukurze Aufzeichnung aus jener Zeit lautet unter dem angeführten Datum folgendermaßen: »Eine lange Zeit bei Goethe zugebracht; in seiner Studirstube sass er, an einem bösen Fuss leidend. Er belobte die Weise, wie ich meine Wissenschaft trieb, und gab mir zum Abschied die Hand. Die letztere Erklärung der Siegelinschrift hatte ihm zugesagt«.

Das Nähere ist mir von diesem letzten Beisammensein in guter Erinnerung geblieben. Die Unterhaltung bezog sich nämlich zunächst auf meine akademischen Vorlesungen, über deren Erfolg er mich befragte. Ich durfte berichten, dass mein Auditorium in den exegetischen Vorträgen gewöhnlich mit sechzig Zuhörern gefüllt sei, und dass ich mich bemühe, nach drei Gesichtspunkten das Alte Testament zu erläutern; zuerst durch genaue grammatisch-historische Interpretation des hebräischen Textes, dann den religiösen, theologischen Gehalt der einzelnen Stellen erörternd und endlich Sach- und Gedankenparallelen aus den verwandten Litteraturkreisen des Orients heranziehend; dieses, um den jungen Theologen einen freieren, weitem Blick über den engbeschränkten Horizont nur ihrer Fachstudien hinaus zu gewähren. Die Unterhaltung wendete sich dann auf den West-östlichen Divan, über dessen Entstehung Goethe mittheilte, es seien Misshelligkeiten eingetreten, die ihn zu dem Entschluss gebracht hätten, in

ein fernes Land zu ziehen. So habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, dass er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit Arabisch beschäftigt habe. Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und muster-giltig seine Übersetzung des arabischen Heldengedichtes im Divan sei, richtete sich sein Haupt empor; obwohl sitzend, war es doch als ob seine Gestalt grösser und grösser würde; in majestätischer Hoheit wie ein olympischer Zeus, hob er an:

Unter dem Felsen am Wege
 Erschlagen liegt er,
 In dessen Blut
 Kein Thau herabträuft. —
 Mittags begannen wir Jünglinge
 Den feindseligen Zug,
 Zogen die Nacht hindurch,
 Wie schwebende Wolken ohne Ruh,
 Jeder war ein Schwert
 Schwert umgürtet,
 Aus der Scheide gerissen,
 Ein glänzender Blitz.
 Sie schlürften die Geister des Schlafes,
 Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
 Schlugen wir sie,
 Und sie waren dahin.

Während er diese Strophen mit volltönender Stimme recitirte — für einen Greis in seinen Jahren welch bewunderungswürdig treues Gedächtniss! — war es, als ob sie sich in ihm, wie einem vom poetischen Raptus Ergriffenen, neu erzeugten, seine Augen waren gross und weit geöffnet, Blitze schienen aus ihnen hervorzusprühen.

Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir so lange ich athme, unvergesslich bleiben. — So hätte ein Künstler Goethes Bild malen oder in Marmor verewigen müssen.

Nachher bat er mich noch, ihm von Zeit zu Zeit etwas über meine Studien und Forschungen mitzutheilen.

Aber wie ich beim Abschied seine dargebotene Hand zum ersten Mal berührte, sollte es auch zum letzten Mal sein; wundersam genug an demselben Tage, an dem er das Jahr darauf von uns schied.

Ich bedauere wahrhaft, bei seiner Bestattung die irdische Hülle des fürstlich Aufgebahrten mit den doch schon etwas verfallenen Gesichtszügen nochmals gesehen zu haben. Das Bild des Lebenden im Momente seiner höchsten Begeisterung durfte nicht durch den Contrast mit dem Todten gestört werden.

